

## Wo Diktatoren vom ewigen Leben träumen

Bleierne Schwere über Istanbul: Das Leben in der Stadt ist heute nicht mehr wiederzuerkennen / Von Kurt Drawert

ISTANBUL, Ende Juni Nach längeren Aufenthalten 2014 und 2015 war Istanbul in diesem Jahr für mich kaum wiederzuerkennen. Ich reiste mit jungen Autoren, um an einem Buch weiterzuarbeiten, das den Arbeitstitel „Das Eigene im Anderen“ trägt und den Gedanken Hegels aufgreift, dass wir sind, was uns der Andere spiegelt. Wie kann man Selbst sein im Fremden? Das ist die vielleicht wichtigste politische Frage, die wir heute zu beantworten haben.

Eine Reihe von interessanten Texten dazu hatte sich aus zwei vorherigen Besuchen schon ergeben, und es mag an dem geradezu magischen Ort liegen, der kollektive Urbilder freisetzt und eben dadurch besonders inspiriert. Vor allem der Bosphorus, den ich von meinem Schreibtisch in der Kulturakademie Tarabya aus fast ein Jahr lang Tag und Nacht sehen konnte, seine Spiele mit dem Wasser, dem Wind und dem Licht, die Wege der Schiffe, wenn sie lautlos durch die Dunkelheit treiben wie Sätze durch einen Roman, ihre verborgene Fracht, von der ich später erfuhr, dass es auch Flüchtlinge sind, die in Containern oder im Unterdeck kauern, um nach Europa zu gelangen, der Himmel darüber, teilnahmslos, die vielen Arten des Mondes, von Wolken zerrissen, über einem Bergmassiv auf der anderen Seite des Flusses, die schon zu Asien gehört – das alles hatte sich mir tief eingeschrieben wie eine Chiffre, die dann selbst Text wurde.

Das fließende Ineinandergreifen von Orten und Sprache ist eines der Geheimnisse beim Schreiben, die nie restlos verstanden werden können. Immer hat es mit Einlassungen zu tun, mit Beziehungen von Subjekt und Objekt, Autor und Sache. Dabei ist Schreiben selbst ein Ort, aber keiner, der nicht auch die Fläche eines Gegenübers benötigt, so wie der Film eine Leinwand braucht, um gesehen zu werden. Istanbul aber ist mehr als nur eine Leinwand. Es ist, so empfand ich, eine komplexe Kartographie des Weltzusammenhangs, in dem wir jetzt leben – religiös und politisch, metaphysisch und technologisch, animistisch und kulturell. Nicht umsonst gilt Istanbul als Schnittstelle von Orient und Okzident, Islam und Christentum, und das seit der Spaltung in Ost- und Weströmisches Reich mit allen ihren Entwicklungsverläufen im Umgang mit Recht, Glaube und Gesetz, von der Spätantike bis in die Neuzeit.

Von diesen Interferenzen nun, die sich tatsächlich aufspüren und darstellen lassen, und die, wenn man ihnen aufmerksam folgt, unserer inneren Welt, vielfach gespalten in die verschiedensten funktionalen Teile, durchaus adäquat sind, könnten wir nur allzu gut lernen. Aber es scheint wenig Bereitschaft dafür zu geben, die Rückseite der Wahrheit als eine Wahrheit des Anderen zu sehen und zu verstehen, dass die Unauflösbarkeit von Grundwidersprüchen zum Wesen des menschlichen Lebens gehört. Wie wir leben, ist in keiner Formel zu denken, mit keiner Theorie, die einen Abschluss fände, erklärt. Die Poesie ist der vielleicht einzige sprachliche Zugang zu einem Unbewussten, das nichts von sich weiß, aber sich äußert.

Gäbe es eine in die Gesellschaft implementierte Anerkennung der Spaltungen des Subjekts – und dies vor dem Hintergrund eines globalen Kapitalismus, dessen Begehren der Tod ist –, dann wäre auch etwas von der Last des Bedürfnisses nach dem Harmonischen genommen, das nichts als Idealisierungen freisetzt und Substitutionen stets unerfüllbarer Wunschvorstellungen. Wir sehen allenthalben die Symptome – Selbstmordattentäter, Verschwörungstheorien, Kriege, ein Sprach- und Zeichenverfall, der die Kommunikationssysteme kollabieren lässt, und so weiter und so fort –, aber die Krankheit an sich bleibt verborgen. Den Debatten und Diskursen darüber, wie wir sie in den Medien erleben, haftet etwas von hilfloser Nachträglichkeit an, weil die Ereignisse selbst schon wieder andere Orte besetzen.

### Angst regiert die Menschen

Geschichtsereignis und Geschichtsverständnis klaffen in einer Weise auseinander, dass Zukunft kaum mehr gedacht werden kann. Die rasante Technikindustrie hat für einen Zusammenbruch der zeitlichen Ordnungen gesorgt, von dessen Folgen wir nicht einmal Vermutungen haben. Es ist, als überlagerten sich zwei Formative von Zeit, deren Schnittpunkt eine Leerstelle bildet: symbolische und physische Präsenz. In diese Leerstelle hinein plazieren sich Erlöserkollektive wie AfD und Pegida mit primitiven Deutungskonzepten, deren Erfolg allein darin besteht, falsch verstanden zu werden. Denn in weiten Teilen der Gesellschaft herrscht ein diffuses, in die bekannten Denksysteme nicht mehr zu integrierendes Grundgefühl vor, das sich aus einer Vielzahl von Angstbesetzungen

speist. Angst nun ist, im Unterschied zur Furcht, ein primärer Affekt. Sie ist existent, ohne existent zu sein, weil sie keinen Bezug hat, sich aber projektiv auflädt, wo immer sich ein Feld dafür öffnet. Es gibt also eine klare Korrelation von psychophysischer Verfasstheit und Ideologie.

Und auch ich spürte Angst. Es ging mir schon am Flughafen in Frankfurt so, dass ich die Passagiere musterte, mit denen ich gleich fliegen würde, und wo sie mir – ich übersetze mein mir verborgenes Ressentiment – verdächtig vorkamen, suchte ich ihre Blicke, um zu erkennen, ob sie oder ob sie keine terroristischen Pläne verfolgten. Wenn sie lächelten, war ich beruhigt und lächelte zurück. Das alles ist natürlich Blödsinn, weil jeder Mensch gut ist, ehe er schlecht wird, aber es erzählt eine Geschichte, wie sie mir in dieser Art neu war, und es ist die Geschichte des Misstrauens. Auch einige Teilnehmer meiner Textwerkstatt sagten die Reise kurzfristig ab, weil sie ihnen zu gefährlich wurde, so dass ich sie bat, doch darüber zu schreiben, wenn sie schon nicht mit nach Istanbul kämen.

Es ist rational nur bedingt zu erklären, denn sterblich ist der Mensch ja an und für sich, und überall, wo der Blitz einschlägt, liegt danach, wenn es schlecht läuft, ein Toter. Aber das ist ein nur schwaches Argument. Angst und Vorurteil haben ja auch die Qualität, eine Person zu beschützen, denn andernfalls hätten wir sie gar nicht. Immerhin sprengte sich am 12. Januar 2016 inmitten einer deutschen Touristengruppe am Sultan-Ahmed-Platz ein Attentäter in die Luft und riss zwölf Menschen mit in den Tod. Nun waren auch wir hier, um in die Hagia Sophia zu gehen. Zur selben Zeit vor einem Jahr fand hier das quirlige Leben von Istanbul statt, standen Schlangen von Menschen an den Basaren und vor den Moscheen, spielten Kinder mit einem Ball, boten fliegende Händler Maiskolben an oder heiße Kastanien.

### Meine Freunde sind verzweifelt

Jetzt – Leere. Oder fast, wenn ich es vergleiche mit meinem inneren Bild. Es liegt eine bleierne Schwere über der Stadt, wie ein Tau, wenn es Herbst wird. Auch die Gesichter der Menschen, in denen so viel geschrieben steht, schienen mir oft wie erstarrt. Das fällt umso stärker auf, wenn man einmal die Herzlichkeit der Türken erfahren hat, die in den Augen sich spiegelt, mit denen sie sagen, was kein Wort mehr vermittelt. Ich habe mich noch niemals ohne Sprachkenntnisse so gut verstanden gefühlt wie hier, wo der andere ablesen kann, was die Blicke verraten. Und ebendeshalb empfinde ich jetzt diese Kälte, von der das Land durchzogen ist durch eine Politik der Autokratie und der verletzten Rechte auf Freiheit und Selbstbestimmung.

Meine Istanbuler Freunde, mit denen ich reden konnte, waren bedrückt, fast möchte ich sagen, verzweifelt. Eine Übersetzerin, die unsere Lesung dolmetschte, sagte, auf meine Frage hin, wie es ihr gehe: „Wie kann es uns gehen, jetzt?“ Und dann sah sie mich an, bis ich dem Blick nicht mehr standhielt und zur Erde sah, so als fände ich dort eine Antwort.

Ich weiß schon, was ich Ende Mai 2014 geschrieben habe, nachdem ich bei den Demonstrationen aus Anlass des ersten Jahrestages der Gezi-Park-Proteste dabei war und fast selbst von einem Gummigeschoss, das knapp neben mir einschlug, getroffen worden wäre. Es war nackte Gewalt, mit der die Polis am Taksim-Platz und die Istiklal südwärts bis zum Fischmarkt an der Galatabrücke, den es heute auch nicht mehr gibt, präsent war und mit Tränengas und Wasserwerfern die Demonstranten von den Straßen fegte wie Figuren von einem Schachbrett. Nichts daran war schön – nur eines: der Geist der Freiheit in der Bewegung.

Nur ein halbes Jahr später verschärfte die Türkei das Demonstrationsrecht und erleichterte der Polizei den Schusswaffengebrauch, was ein Aufbegehren seitdem doch stärker unterdrückt hält. Aber es ist wie die Stille vor dem Gewitter, denn jede Macht endet dort, wo sie zur Gewalt wird. Je größer der Apparat, den sie benötigt, um sich zu erhalten, desto tiefer fällt sie in ihre ursprüngliche Ohnmacht zurück. Das war vor 25 Jahren im Osten so, und das wird auch noch in 25 Jahren so sein, wo Diktatoren vom ewigen Leben träumen. Jetzt aber ist diese Angst in den Körpern, überall auf der Welt. Nur die Techniken ihrer Verdrängung sind jeweils andere, und auch der Terror gehört schon dazu. Dann führen wir von Eminönü mit dem letzten Fährschiff nach Sariyer zurück, dem nördlichsten Hafen am Bosphorus kurz vor dem Schwarzen Meer. Ich habe von keiner Fahrt zu erzählen, die schöner sein könnte, und wir sprachen, ich glaube, kein Wort. Aber jeder konnte es hören.

Kurt Drawert lebt als Schriftsteller in Darmstadt. Zuletzt erschien von ihm der Essayband „Was gewesen sein wird“ (C. H. Beck).



Was geht in diesem Kopf vor? In Zürich ließ sich Michel Houellebecq medizinisch untersuchen, die Ergebnisse (so die Schädelaufnahme links) zeigt er nicht nur auf der dortigen Manifesta, sondern auch in Paris im Palais de Tokyo, wo der Schriftsteller nun eine eigene Personalausstellung gestaltet hat. Etwas oberflächlicher präsentiert er sich dort auf eigenen Fotografien, etwa gemeinsam mit seinem mittlerweile verstorbenen Hund. Und für Idylle hat Houellebecq auch etwas übrig, wie seine Aufnahme der Skulptur einer Kuh beweist. Fotos Michel Houellebecq/Air de Paris

## Vom Wolf stammt auch der Schoßhund ab

Michel Houellebecqs autobiographischer Fotoroman: Das Enfant terrible der Literatur inszeniert im Pariser Palais de Tokyo seine Innen- und Außenwelt.

PARIS, 26. Juni In einer Privatklinik hat sich Michel Houellebecq kürzlich einem aufwendigen medizinischen Check-up unterzogen und das Arztgeheimnis der Kunst geopfert (F.A.Z. vom 11. und 15. Juni). Im Rahmen der Manifesta in Zürich sind nun die Röntgenaufnahmen seines Körpers und Schädels zu sehen, die Resultate der Analysen dürfen die Besucher gedruckt nach Hause mitnehmen. Sie hören Houellebecqs Herz schlagen und das Blut durch seine Adern fließen. Auch in die Rechnungen können sie Einblick nehmen, denn es geht nicht in erster Linie um Krankheit und Gesundheit des Dichters und den Pulsschlag der Literatur, sondern um die Frage, was Menschen für Geld alles machen.

Zürich war bislang in Houellebecqs Werk nur wegen der Sterbehilfe präsent, Das Unternehmen „Dignitas“, das sie als Geschäft betreibt, wollte seinen Roman „Karte und Gebiet“ verbieten lassen. Jetzt hat man Michel Houellebecq in der Schweiz – und wohl kaum auf Kosten der französischen Krankenversicherung – einen Befund ausgestellt, über den man sich rundum freuen darf: Es geht ihm gut, fast unversichert gut, sagt der Arzt, obwohl Houellebecq bekanntermaßen unter Bewegungsmangel leidet, sich notorisch schlecht ernährt und ein starker Raucher ist. Wohl noch nie hat sich ein Schriftsteller in der Öffentlichkeit dem Blick der medizinischen Technik, der alles durchdringt, ausgesetzt und ihr seine Innereien enthüllt. Der literarische Erkenntniswert ist eher gering, über die Bedeutung als Kunstwerk kann man streiten – eine starke Faszination ist den Aufnahmen aber nicht abzusprechen.

Eine kleine Auswahl seiner Zürcher Gehirn-Scans hat Houellebecq für seine Ausstellung im Pariser Palais de Tokyo übernommen, für die er ein Motiv – und einen

Titel – wählte, die einen Bezug zu seinem Check-up herstellen: „Rester vivant“ – am Leben bleiben. Es ist keine Ausstellung über Michel Houellebecq, es ist eine Ausstellung von ihm, eine Selbstinszenierung, und sie besteht keineswegs nur aus seinen Fotos, die anderswo bereits zu sehen waren. Diese Bilder folgen seinem Blick auf die Welt und ersetzen die Sprache, die es dem Poeten vorschlagen hat: „Manchmal habe ich vor einem Ort Emotionen, die ich nie in Worte fassen könnte.“ Und die er dem Leser, dem seine Romane und Gedichte nicht ganz fremd sind, sehr wohl zu vermitteln versteht, so unterschiedlich die Experten die ästhetische und technische Qualität seiner Fotos einstufen: von genial bis total missraten.

Die Ausstellung beginnt mit einem Sonnenuntergang über der Stadt und der Begrüßung „Il est temps de faire vos jeux“. Das tönt wie die Aufforderung des Croupiers, der die Spieler im Casino zum Setzen der Jetons beim Roulette mahnt. Achtzehn Säle hat Houellebecq im Palais de Tokyo gestaltet und sich um jedes Detail gekümmert, wie Jean de Loisy beteuert, der Leiter des Museums und Kurator der Ausstellung. Die Nacht vor der Eröffnung verbrachte Houellebecq, dessen Roman „Unterwerfung“ am Tag des Attentats auf „Charlie Hebdo“ ausgeliefert worden war und auf den die Polizei noch immer ein waches Auge wirft, in einem Fauteuil im Museum. Am Tag der Brexit-Abstimmung wurde sie eröffnet, am Morgen danach war sie erstmals dem Publikum zugänglich. Eines der ersten Bilder führt „Europa“ als heruntergekommenes Shoppingcenter in Calais vor, von dem aus die Flüchtlinge, die nicht in Frankreich – und

nun auch Rest-Europa – bleiben wollen, die verzweifelte Überfahrt nach England versuchen.

Von seinem Land vermittelt der Fotograf das erwartete Bild einer tristen Monotonie und Melancholie ohne jede Leidenschaft. Er hat trostlose Maststellen, an denen nie ein Auto vorbeizukommen scheint, fotografiert. Die Vorstädte ohne ihre Bewohner und die aussterbenden Industriequartiere. Paris in der Nacht. Frankreich beschrieb Houellebecq als Freizeitpark, der von Chinesen besucht wird, und den Massentourismus als Form einer Entfremdung, von der eine Lust ausgeht, die ihm alles andere als fremd ist. Mit den Mitteln der Fotografie ergibt das ein spanisches Feriendorf in einem Saal, der mit Postkarten-Klischees ausgelegt ist. Es korrespondiert mit einem verfallenden französischen Kaff, dessen dekadenter Charme von einem Supermarkt endgültig zerstört wird. „Ich hatte“, zitiert sich Michel Houellebecq selbst, „keineswegs mehr Grund als andere, mich zu töten.“

Zum Konsum bereite Frauen bevölkern sein Universum, ohne es zu beleben. Szenen aus Filmen, die er gedreht hat oder in denen er zu sehen ist, flimmern über Bildschirme. Es gibt eine Bar mit Jukebox und Zigarettenautomat. Ausgestellt in einer Art Leseraum sind die Bücher, die Houellebecq in seiner Jugend las. Die Werkzeuge des Schriftstellers werden in einer Vitrine präsentiert und einer Buddha-Figur gegenübergestellt: Schreibgerät, Notizbuch, Kamera und Fotoapparat gehören dazu. Der medizinische Blick ins Innere des Schriftstellers und die Darstellung seiner Außenwelten erschließen mit der Per-

formance „Rester vivant“ durchaus kongenial das literarische Universum von Michel Houellebecq. Die geschickt ausgewählten, mit Zurückhaltung verwendeten Zitate verdeutlichen die Bezüge.

Auch ein paar zeitgenössische Künstler hat Houellebecq zur Teilnahme eingeladen. Renaud Marchand ließ sich von den Figuren aus „Möglichkeit einer Insel“ inspirieren. Das Atelier-Refugium des schrillen Malers Richard Combas, der sich ebenfalls auf Texte des Schriftstellers stützt, wurde *tel quel* im Palais de Tokyo gezügelt. Von einem anonymen Bewunderer bekam Houellebecq einen aus Coca-Cola-Dosen gebauten Altar, in dem sich ein Schädel befindet und auf dem Houellebecqs apokryphe Lebensdaten eingraviert sind. Mit dem Geburtsjahr folgt der unbekannte Künstler den Verwirrspielen des Schriftstellers im Kampf mit seiner Mutter, dessen Tod projiziert er auf 2037.

Nur selten fotografiert Michel Houellebecq Menschen. Die einzigen Aufnahmen, die so etwas wie Wärme verströmen und die Möglichkeit von Beziehungen, die man vor seinem Einzug in die Literaturgeschichte menschliche genannt hat, anklingen lassen, sind die Szenen mit seinem Hund Clément. Dem Tier ist ein gewichtiger Teil der Ausstellung gewidmet. Dem Spielen und Spazierengehen mit seinem Hund verdankt der Schriftsteller wohl seinen ausgezeichneten Gesundheitszustand. In Vitrinen werden Plüschtiere und Gegenstände, mit denen Clément herumtollte, ausgestellt. „Der Hund ist eine Liebesmaschine“, singt der Schriftsteller, und die Abenteuer von „Lassie“ stehen in der Bibliothek seiner Jugendlektüre.

In einem kurzen Filmausschnitt sinnieren ein Mann und eine Frau über den Wolf, von dem der Hund abstammt, auch ihr lächerliches Schoßhündchen. Damit wird in „Rester vivant“ auch noch die Evolution zum Thema, und Houellebecq leistet seinen Beitrag zum zivilisatorischen Fortschritt der Menschheit mit einem Fortschritt für seinen verstorbenen Clément, der ein schönes Grab inklusive Inschrift mit exakten Lebensdaten auf dem Grabstein bekommt. „Wir bewohnen die Abwesenheit“, heißt es am Schluss der Ausstellung. Der irritierende Besuch in Michel Houellebecqs Reich ist höchst empfehlenswert – am Jahrestag des Anschlags auf die Twin Towers wird sie beendet. JÜRGEN ALTWEGG

Michel Houellebecq – Rester vivant. Im Palais de Tokyo, Paris; bis zum 11. September. Ein Heft der hauseigenen Zeitschrift „Palais“ ist der Ausstellung gewidmet und kostet 15 Euro.

### Kranichsteiner Ehre

Literaturpreis für Ulrich Peltzer

Der Kranichsteiner Literaturpreis 2016 geht an Ulrich Peltzer. Der 1956 in Krefeld geborene Schriftsteller, der heute in Berlin lebt, erhält den mit 20 000 Euro dotierten Preis in Anerkennung seines Werkes unter besonderer Berücksichtigung seines jüngsten Romans „Das bessere Leben“. Eindrucksvoll stelle Peltzer darin unter Beweis, dass man auf die Zuspitzungen der Gegenwart literarisch reagieren kann: „Kein linearer Plot, sondern ein polyphones Cluster, keine übergeordnete Beobachterinstanz, sondern ein Erzählen aus dem

Innen der Figuren heraus“, begründete die Jury ihre Wahl. „Das bessere Leben“ sei auch ein Roman über die Zukunft des Schreibens. Ebenfalls ausgezeichnet werden Norbert Niemann, der ein Aufenthaltsstipendium im Deutschen Haus der New York University erhält, sowie Daniela Danz, die für das London-Stipendium an der Queen Mary University ausgewählt wurde. Für den Kranichsteiner Literaturförderpreis wurden die Autorinnen Shida Bazayr, Marie Malcovati und Senthuran Varatharaja nominiert, die sich am 11. November in öffentlicher Lesung um den mit 5000 Euro dotierten Preis bewerben. Alle Preise werden am 11. November im Literaturhaus in Darmstadt überreicht. F.A.Z.